

Textauszüge

**Horst A.**

Es war also früh um halb fünf, da klingelte es: Mein Vater guckt zum Fenster raus, und da standen die Russen unten, ringsrum ums Haus, das Haus hatten sie abgeschirmt. Und ein Offizier frug: „Sind Sie Herr A.“? Naja, da hat er gesagt: „Jawoll, ich bin Herr A.“. „Na, da machen Sie bitte mal auf.“ Und da kam dann ein Offizier mit ein paar Soldaten hoch und sagte: „Sie sind vorgesehen für Russland.“ Ich glaube, mein Vater fragte: „Muss ich denn mitgehen oder ist das freiwillig? Oder wie geht das?“ Der Offizier sagte: „Sie müssen mit; ihre Familie muss auch mit, wir haben schon alles vorbereitet, die Lastwagen stehen schon unten. Sie müssen also sofort alles zusammen suchen und müssen mit.“ Und da hat der Vater gefragt: „Na, wie lange denn, wo kommen wir hin, wie lange müssen wir denn fort.“ Und da sagt er: „Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich weiß es nicht, ich kann Ihnen nicht sagen, wie lange es dauert, ich weiß auch nicht, wo’s hingeht.“ Naja, wir hatten ja keine Wahl, die Mutter hatte grade große Wäsche, die war unten in der Badewanne schon eingeweicht. Na, da haben wir dann alles zusammen in’n Korb..., und die russischen Soldaten haben die Möbel alle mit runter getragen auf’n Lastwagen. Wir waren dann... Innerhalb von zwei Stunden hatten wir alle Möbel verfrachtet auf die Autos und fuhren dann sofort los nach Apolda auf’m Bahnhof. Da waren wir ungefähr zwischen 8.00 und 9.00 Uhr früh schon in Apolda mit’n Möbeln. Dort stand ’n Zug bereit mit den alten deutschen Holzsitzen drin, wie sie früher waren und die Möbel wurden in Güterwagen dann praktisch verstaut. Wir wussten nun noch gar nicht, wie das alles ablief. Insofern war’s schön – es war ja nun die schlechte Zeit, wo wir keine Lebensmittel hatten- wir bekamen erst einmal ein Paket, da waren verschiedene Lebensmittel drin, Cornedbeef zum Beispiel, und die Versorgung war dann auch abgesichert. Da hatten sie eine Gulaschkanone mit im Zug, wo sie für uns gekocht haben und wo dann das Essen mit ausgeteilt wurde. Wir standen aber damals noch bis zum anderen Abend 18.00 Uhr dort, eh’ der Zug dann los fuhr. Die Wäsche hatt’n wir inzwischen in dem Waggon, wo wir waren, Leinen gespannt und haben die dann dort getrocknet. Geschlafen haben wir auf den Sitzbänken, der Bruder oben im Gepäcknetz, und da ging’s nun los in Richtung Eilenburg, also bei Leipzig, und dann war’s so: Wenn wir Stopp hatten und wenn der Zug irgendwo halten musste, sprangen die raus mit Gewehren und haben den Zug irgendwie abgesichert, dass keiner ausreißen konnte in irgend’ ner Form usw. Und dann ging die Fahrt weiter, etwa bei Cottbus lang in Richtung Küstrin, dann sind wir durch Frankfurt/Oder. Die Brücken, die Brücken, die waren ja ziemlich zerstört, sind wir fast nur über solche Balken drüberweg gefahren, die Russen standen außen am Waggon, also, wenn man darunter geguckt hat, hat man gedacht, man fällt jede Minute in die Oder rein und sind dann weiter in die Richtung der Weichsel, nach Thorn, nach Königsberg, wir sind durch Ostpreußen gefahren, das war erschütternd, alles zerstört, alles kaputt, in Königsberg haben wir das absolute Elend gesehen, muss ich sagen, da haben wir die ersten Kriegsgefangenen kennengelernt, deutsche Kriegsgefangene, die Kinder sprangen da zwischen den Gleisen rum, haben gebettelt, und Königsberg selber – ich hatte also einen Feldstecher mit – war total zerstört, soweit ich gucken konnte, war alles dem Erdboden gleich gemacht. Dort wurden wir dann in russische Waggons umgesiedelt. Das waren also bequeme Schlafwagen, vom Waggon her war alles in Ordnung, und von dort sind wir dann weiter gefahren. Nun wussten wir ja nicht, wo’s hin ging. Und da wir Jugendliche sind, haben wir nachts wenig geschlafen, und ich habe immer mal rausgeguckt, ob ich draußen ein Schild sehe, wir konnten ja noch nicht russisch, sozusagen kein Wort, aber die Buchstaben, die sich ja ähneln oder die teilweise noch in Deutsch waren, hab’ ich gelesen: Vilnius, und dann ging’s hoch nach Dünaburg, und da hab’ ich schon gedacht: Naja, es geht in Richtung Norden. Das war ja auch so, dann sind wir ein Stück an der Düna entlanggefahren, und dann kamen wir in Leningrad an.

## Textauszüge

### **Gisela A.**

Ich hatte ja schon gesagt, mein Vater hatte 46 im August eine spinale Kinderlähmung und war dann im Oktober, als die Russen kamen und uns abholten, erst drei Stunden wieder berufstätig. Mein Vater ist also kein Soldat gewesen, er ist immer zurückgestellt worden, und er war noch relativ jung; er war Jahrgang Acht (1908) und hat bei Zeiss Entfernungsmesser entwickelt als Konstrukteur. Und ist als einer der jüngsten seiner Abteilung nach Leningrad gekommen. Er hatte also bei Herrn Puls in der Abteilung gearbeitet.

Bei uns verlief das ein bisschen anders, wir wohnten im dritten Stock in der Lutherstraße, und es klingelte. Und wenn's bei uns klingelte, hieß das, die Tür unten ist zu. Meine Mutter konnte also vom Bodenfenster runtergucken, wer klingelt. Es war auch so vier, halb fünf. Mutti macht die Tür auf und wer steht im Korridor? Alles voller russischer Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Da war'n die also unten... hatten sich Eingang verschafft ins Haus.

Naja, dadurch, dass ich nun- im Nachbarzimmer befand sich unser Kinderzimmer- mithörn konnte, das Gespräch, das zwischen dem Chefdolmetscher und meinen Eltern geführt wurde, hab' ich nun so ziemlich alles mitbekommen, was da gesprochen wurde, weil da die Verbindungstür war.

Es war also bei uns so, dass der Dolmetscher erst mal ein Loblied gesungen hat auf die Sowjetunion, wie gut dort alles ist. Dass er wahrscheinlich bald keine Arbeit mehr haben wird in Deutschland, weil ja alles demontiert wird und seine Kinder auch keine Zukunft haben werden, weil die Schulen ja dann dementsprechend schlechter würden und so weiter und so fort. Das hat sich mein Vater eine Weile angehört, und dann hat er gefragt: „Wie ist das nun? Muss ich mit oder ist das freiwillig?“ Da hör' ich heute noch den Dolmetscher, wie er sagt: „SIE MÜSSEN!“ Ja, so war das also, dieses, dieses „Freiwillige“.

Es wurde nicht gesagt, wohin es geht. Es wurde nur gesagt: „Zusammenpacken!“ Und da mein Vater ja nun gesundheitlich schwer angeschlagen war, gab's gar keine Frage. Die Familie musste mit. Das war also meine Mutter, ich – ich bin damals ins Lyzeum gegangen, in die fünfte Klasse – meine Schwester war acht Jahre und die jüngste Schwester war zwei Jahre.

Können Sie sich ja vorstellen, wie das dann entsprechend verlaufen ist. Also es war ähnlich. Die Möbel wurden verpackt auf Lastwagen, wir kamen nach Apolda, wir kamen allerdings erst am Nachmittag an, hatten bisschen mehr Zeit. Zwischenzeitlich war ich ausgebüchst und hatte 'ner Tante wenigstens Bescheid sagen können, was bei uns vorging. Ansonsten wusste keiner – wir sind also vollkommen abgeschottet worden von allen, von außen. Keiner konnte mit uns sprechen.

Naja, und dann hab' ich die Fahrt genauso erlebt wie mein Mann. Ich hatte noch das Pech, ich hatte am Schienbein 'ne ziemlich große Wunde, die wurde behandelt. Ich konnte also nicht schlafen, und der russische Sanitäter hat die also so schlecht behandelt: die Wunde, als wir in Leningrad ankamen, war ich die erste, die in die Klinik musste. Und, weil man dachte, das hätte bereits den Knochen angegriffen.

### **Lisbeth und Klaus B.**

Klaus B.: Zeiss war ja besetzt von... Mein Vater war eigentlich nur Laborrechner, Labormechaniker war er. Ausgebildet war er als Optiker, aber damals war er Labormechaniker. Und wie es dazu gekommen ist, also das wissen wir nicht. Es war jedenfalls... Sein Chef war mit gewesen, und er. Ja, und da hat's früh um sechs hier geklingelt. Weißt du das noch?

#### Textauszüge

Lisbeth B.: Na, ganz genau. Weiß ganz genau. Auf einmal: „Aufmachen! Aufmachen!“ Nich? Und standen sie draußen eben mit Gewehr. Kommen rein und haben meinem Mann 'was vorgelegt. Und fünf Jahre in ... nach Russland. Und da hat mein Mann gefragt: „Bekomm` ich in den fünf Jahren Heimaturlaub?“ „Nein!“ Und da hat mein Mann gesagt: „Da nehm` ich die Familie mit.“ „Aber Sie müssen ganz..., Sie müssen alles, also der Wagen steht unten, und packen Sie alles ein. Und mein Mann war sehr praktisch. Der hat 'n Schrank hergeholt, so 'n – wir benutzten ihn als Besenschrank- und hat alle Geräte, Küchengeräte und Nähmaschine und Küchenherd, alles eingepackt. Und Schlafzimmer haben wir mitgenommen, und Wohnzimmer und Küchenmöbel. Alles nach unten verladen.

Und dann ..., ich habe eben auch gefragt, wer denn, wer wird denn noch mitgehn? Da haben sie gesagt: „Sie werden viele sehn.“ Hab` ich gefragt: „Bekommt man auch in Russland dann zu kaufen?“ „Sie werden alles zu kaufen bekommen.“

Ja, und dann sind wir eben alle mit ...er hat geweint, Du hast geweint, der andere war eben sechs Jahre und der kleinste war zwei Jahre. Haben wir im Sportwagen mitgenommen, ja. Und dann haben sie uns eben abtransportiert, 'nauf an Bahnhof, und da haben wir zwei, drei Tage gestanden. Da kam noch mal meine Schwägerin, haben wir die Schlüssel noch übergeben. Wir hatten ja hier noch Möbel stehen, gel. Und das haben die dann alles fort geschafft nach Schleifreisen. Und nach fünf Jahren ist eben dann wieder gekommen, haben auch die Wohnung wiederbekommen hier. Na, das war nicht einfach, das Schlimmste war das Ungewisse, wo es hinging, Und genau wie lange, das wussten wir ja nicht, gel? Es war auch schon eine schwere Zeit.

#### **W. F.**

Die Konstrukteure, die hatten ein Konstruktionsbüro, und dort war ein Dolmetscher drin. Sie arbeiteten also als geschlossenes deutsches Büro. Sie hatten wenig Kontakt mit den Russen. Die Werkstattleute hatten viel engeren Kontakt. Wir im Labor ohnehin, wir waren gar nicht viel, wir waren jeder nur auf uns angewiesen, und dadurch haben wir auch ganz gut gelernt, uns zu verständigen. Als Papagei - so nachsprechenderweise -, und die Russen, das muss man sagen, die haben nie gelacht, wenn wir irgendwelche grammatischen Fehler machten.

Wir hatten eine Ärztin, als wir noch im Sanatorium, da in dem Schloss, wohnten. Sie war sehr freundlich und vertrauenswürdig, eine nette Ärztin, leider ist sie sehr früh gestorben. Deren Vater hielt Nachtwache bei uns. Es musste ja eine Wache da sein, falls etwas passiert wäre. Er hatte seine Wattejacke an, und er schlief, wie auch die Frauen, die da waren, auf dem Ofen. Das war ein großer Küchenherd, es war ja ein ehemaliges Schlösschen gewesen, und dann ein Sanatorium. Also dort war ein großer Küchenherd, und der war warm, da legte er sich hin und schlief da drauf. Die Ärztin hat uns einmal gesagt, als wir sie gefragt hatten, ob das nun so eine große Errungenschaft ist, dass der Vater da auf dem Herd schlafen muss, da hat sie zu uns gesagt: „Natürlich, das ist alles nicht ideal, aber es geht uns besser.“ Besser als in der Zarenzeit. Wenn man so die Berichte aus dieser Zeit liest, das ist schon erschütternd, denn das Volk galt eben nichts. Und dann der Kontrast: Das war das Bolschoi Dom (1), das große Haus, dort war das GPU-Gefängnis (2) bzw. das Verhandlungsgebäude. Während der Zeit, in der wir dort waren, da patrouillierte ein Posten die Straße immer auf und ab: Dort durfte man nicht stehen bleiben und keine Gruppen bilden. Das Gebäude war streng bewacht. Und es wurden eben immer noch Leute nachts abgeholt.

#### **I. F. und W. F.**

I. F.: Aber dadurch, dass wir jetzt nur auf uns gestellt waren und uns selbst kümmern mussten, wir Frauen, und die Kinder noch unversorgt waren, als wir dort ankamen,

#### Textauszüge

noch keine Schule hatten, da haben wir beschlossen, dass wir die Kinder erst mal vorläufig unterrichten: Unsere Tochter, die war sechs geworden und sollte hier eingeschult werden, in Jena. Und so kam das gerade recht, da gab die eine Frau Rechnen, die andere Deutsch, eben, was jede am besten konnte. Und die Herren, die hatten so die Jungs unter ihre Fittiche genommen und gaben ihnen Unterricht. Das klappte eigentlich recht gut. Ein Jahr lang. Bis die Kinder in der deutschen Schule eingeschult wurden, aber das war dann wohl schon in Schtschemilowka.

W. F.: Diese Schule bestand offenbar schon sehr lange, sie ist aber während des Krieges oder kurz vorm Krieg geschlossen worden, und nach dem Kriege hat man sie sicher auch im Zusammenhang mit den sogenannten Spezialisten wieder eingerichtet. Das geschah aber nicht sofort nach unserer Ankunft, sondern im Laufe der Jahre 1947/48.

#### **I. F.**

Nun ging es natürlich auch um die Verpflegung. Wir waren immerhin ungefähr 72 Personen, und da ging es um die Herren, die alleine ohne Familie waren, und um die Familien, die sehr groß waren, die also weniger verdienten. Die einzelnen Herren hatten natürlich mehr Geld zur Verfügung. Und da hatten wir das dann so geregelt, dass wir gesagt haben, wir kochen für Euch mit, und da gebt Ihr bisschen mehr in die Kasse. Das hat auch sehr gut geklappt, und da waren wir drei Gruppen von Frauen. In jeder Gruppe waren ungefähr sechs oder sieben Personen. Die erste Gruppe hatte immer eine Woche Dienst, dann kam die nächste Gruppe dran und dann die übernächste. Und die Gruppe, die ihren Dienst hinter sich hatte, die hatte dann immer 14 Tage frei, das war auch nicht übel. Da konnten wir dann nach unseren Vorstellungen das machen, was wir gerne wollten.

Im Schloss bekamen wir die Verpflegung geliefert. Besonders viele Eier und Nudeln. Und das ging eigentlich recht gut. In jeder Gruppe war jemand, der sich um die wirtschaftlichen Sachen kümmerte, eine Frau, die dafür sorgte, dass wir immer die nötigen Waren hatten. Und das klappte ausgezeichnet. In allen drei Gruppen, möchte ich sagen. Ich glaube, wir hatten auch ein oder zwei Angestellte in der Küche, die das Saubermachen übernahmen und auch dort schliefen, auf dem Ofen, in der Nacht. Es war ihr Beruf, dort Dienst zu tun, und sie waren sehr bescheiden. Sie schliefen auf dem Ofen, wie das in Russland noch mancherorts üblich war.

Das erste Jahr, das war ja noch im Sanatorium, da hatten wir große Töpfe. Riesige Töpfe. Zum Beispiel haben wir das Nudelwasser aufgehoben, das wurde dann für die Suppe am nächsten Tag mit verwendet. Und dann hatten wir ein sehr drolliges Erlebnis. Jedenfalls stand in der Speisekammer - und die Speisekammer dürfen Sie sich nicht wie unsere vorstellen, erstens war sie größer und ein bisschen verwahrlost war sie auch, und unten war überall an den Türen alles ausgefressen, also passte gut eine Katze oder eine Ratte durch - jedenfalls stand dort ein großer Topf mit Nudelwasser, und am nächsten Tag wollten wir dieses Nudelwasser verwenden. Da sagte plötzlich jemand: „Ach Gott, da schwimmt ja ein Lappen drin“, und will den rausholen. Das war aber eine ertränkte Ratte. Also mit so was mussten wir dort rechnen.

#### **Karl S I.**

Unsere Möbel wurden in Lastwagen verladen, und die Gruppe, zu der ich gehörte, kam nach Mamontowka. Das ist etwa 30 km von Moskau entfernt und gut mit der Eisenbahn zu erreichen. Und dort wurden wir in einem Ferienhaus untergebracht, welches dem Obersten Sowjet vorbehalten war. Das Heim war also recht gut ausgestattet mit Bad, Billardzimmer, Spielzimmer, und auch die Räume waren recht

#### Textauszüge

ordentlich möbliert, sodass wir eigentlich gar nicht Grund hatten, uns über unsere Unterkunft zu beklagen. Wir sind also am 1. November in Mamontowka angekommen. Wir wurden da begrüßt von verschiedenen Leuten, die wir natürlich nicht kannten, und die auch recht gebrochen deutsch sprachen. Wir Spezialisten wurden in den Speisesaal geführt, da war eine große Tafel, alles war festlich gedeckt, alles schön erleuchtet, das war wirklich wie in einem Ferienhaus. Nun, am anderen Tag bekamen wir früh genau wieder in diesem großen Raum unser Frühstück. Und etwas später wurden wir dann, die einzelnen Mitarbeiter, nicht die Familienangehörigen, in einen Omnibus gesetzt und nach Moskau gebracht. Dort kamen wir in ein bestimmtes Werk, in dem wir also zukünftig arbeiten sollten. Der Direktor hat uns auch recht nett empfangen, und uns eben mitgeteilt, wo und in welcher Art wir beschäftigt werden würden. Wir waren also auf diese Art unterrichtet worden, wo wir arbeiten und als was wir arbeiten sollten. Zu Hause in Mamontowka ging alles gut, wir wurden also reichlich gepflegt und wir wurden regelrecht bedient wie in einem Ferienhaus. Es war alles sehr schön, bis wir plötzlich die Rechnungen vorgelegt bekamen. Wir wussten ja gar nicht, was wir verdienen würden. Wie wir finanziert würden, das war noch nicht besprochen. Und so wussten wir auch nicht, wie wir das bezahlen sollten. Wir wendeten uns darauf wieder an unseren Werkdirektor, dort wurden dann die Gehälter festgelegt, die im Übrigen für unsere Gruppe recht ordentlich waren. Die Mechaniker bekamen etwa um die 2000 Rubel, Konstrukteure 3000, leitende Konstrukteure 4000 und die Wissenschaftler 5000. Die russische Bevölkerung, das wussten wir zu der Zeit noch nicht, war wesentlich niedriger bezahlt worden. Lehrer erhielten beispielsweise – das haben wir erst später erfahren- 875 Rubel pro Monat, während unsere Mechaniker schon über 2000 bekamen. Wir waren also finanziell nicht schlecht gestellt. Und trotzdem, weil ich von den Rechnungen erzählte, die wir vorgelegt bekommen hatten, waren uns die Rechnungen natürlich viel zu hoch, denn wir mussten ja die Bedienungen und alles mit bezahlen und würden nach unserer Meinung viel billiger wegkommen, wenn wir (uns) selbst verpflegen würden. Wir haben daraufhin erreicht, dass das gesamte Küchenpersonal reduziert wurde. Man stellte uns den großen Herd, der etwa 5 x 2m groß war, der passt also hier in die Stube rein, den Herd stellte man uns zur Verfügung, es war ausreichend Feuerung da, er wurde ja mit Holz und mit Kohle beheizt, und wir teilten dann den großen Herd in bestimmte Flächen, die den einzelnen Frauen, die zu den Spezialisten gehörten, zugeteilt wurden. Und so hatte dann jede Familie die Möglichkeit, selber zu kochen und vor allen Dingen, das zu kochen, was sie gern essen möchten. Sie waren also nicht mehr in einer Allgemeinverpflegung. Das ging im Wesentlichen auch ganz gut, sonst im Umgang mit dem russischen Personal gab's auch keine Probleme, die waren alle nett, sie waren das sicher gewöhnt, wenn früher, Feriengäste bei ihnen waren, auch diese nett zu behandeln. Und wir hatten auch Freiheit, wir konnten also aus dem Heim heraus, konnten spazieren gehen, konnten nach Moskau fahren, es waren also gar keine Probleme für uns, außer, dass wir immer die Sorge hatten, was wird aus uns, wann kommen wir wieder nach Hause, und kommen wir überhaupt wieder nach Hause? Denn wir hatten ja alle Heimweh. Für die Kinder war auch einigermaßen gesorgt, das heißt die Frauen, die also nicht arbeiteten von uns, die kümmerten sich um die Erziehung der Kinder, einige auch um die schulische Ausbildung. Nach einigen Wochen hatten wir überhaupt eingerichtet, dass in dem großen Speisesaal die Kinder zusammengenommen werden konnten, und einige Frauen haben dann praktisch Unterricht in Rechnen, Lesen, Schreiben und den Grundausbildungen der Schule gegeben.

#### **Karl S. II**

Das ging bis zum November 1948. Aus wirtschaftlichen Gründen wahrscheinlich wollte man das Heim in Mamontowka wieder für andere Zwecke verwenden. Und man

#### Textauszüge

erklärte uns, dass, da ein Teil unserer Gruppe, in Sokolniki, das ist ein Vorort von Moskau, die dort in einem Heim wohnten, dass wir in dieses Heim umziehen müssten, und dass einige Leute, die in dem Heim in Sokolniki wohnten, dafür wieder nach Krasnogorsk, das ist eine Stadt außerhalb von Moskau, umquartiert werden. Und so kam es, dass wir dann am 1. November 1948 mit Sack und Pack nach Moskau gebracht wurden und dort in dieses Heim -Oljen hieß das – dort haben wir wieder Quartier bekommen. Dort war allerdings alles wesentlich einfacher, und die Russen hatten ja nun in den vergangenen Jahren erkannt, dass wir bloß „Depotierte“ waren, dass wir zwar ordentlich behandelt werden mussten, aber wir waren eben doch die zweite Gruppe und nicht frei. Es war uns praktisch verboten, mit Russen außerhalb unserer gewohnten Umgebung Verkehr zu pflegen. Unterhaltungen waren nicht erlaubt. Wenn Frauen einkauften, und das ist geschehen, dass dann andere Russen, die Deutsch kannten und in Deutschland waren, merkten, dass es sich hier um deutsche Frauen handelte, dass die dann kamen und ein Gespräch beginnen wollten. Darauf kam sofort der Begleiter: „Nelsja. Nicht sprechen.“ Und damit waren wir wieder isoliert.

#### **Gerhard L.**

Der Meister, der hatte selbst Flüchtlinge aus'm KZ beherbergt, hier in Jena, in der Zeiss-Siedlung. Und denen weitergeholfen, also im Untergrund. Die sind dann auf die deutsche Botschaft gegangen und wollten heim, wollten nach Hause gebracht werden. Das ging natürlich nicht. Aber aus der Botschaft raus, sind sie von draußen von den Russen verhaftet worden, und drei Tage, vier Tage in der Lubjanka (3) verhört worden. Nicht, die sind dann... Da geht es so zu: Da werden sie eingesperrt in 'ne dunkle Kammer, werden rausgeholt, werden stundenlang verhört und kommen dann in 'ne ganz andere Abteilung, wieder in 'ne dunkle Kammer. Nicht, dass sie überhaupt keine Kommunikation oder so was bekommen. Nachdem sie die drei, vier Tage Tag und Nacht verhört haben, und dann wieder heimgeschickt, die haben dann nach Hause geschrieben: „Wir sind in einem Verbrecherstaat.“ Ja, die waren geheilt.

#### **Helga K.**

Naja, so verging eben dort auf der Insel die Zeit, es war keinerlei Kontakt zur Außenwelt, nur unsere Post bekamen wir, und die wurde kontrolliert. Und Literatur irgendetwas gab es nicht. Es gab keine Zeitungen, es gab überhaupt nichts, aber es gab etwas, was die Russen eigentlich nicht so richtig mitgekriegt hatten. Wir hatten alte Radios. Die hatten wir alle mitgenommen, und ich weiß auch nicht, wie sie's hingekriegt haben, jedenfalls „Radio BBC“ haben sie (4) gekriegt. Aber das durfte kein Russe mitkriegen, dass wir das hörten. Die Mutter hatte eine alte Kaffeemühle und die Kaffeemühle hat sie immer dann angestellt, wenn die Radio BBC hörten, dass die Russen, wenn die außen vorbeigingen, das Piepsen nicht hörten. Ja, es durfte also, es war unter Strafe verboten, diese Radios abzuhören, diese Sender. Und da wurde der Gedanke an einen Computer geboren. Sie hatten also dort die ersten Informationen über die Computer gewonnen auf dieser Insel, ja. Deshalb erzähl' ich das jetzt, weil das nämlich wichtig ist. Und auf ihren Spaziergängen überlegten sie sich dann, dass sie eine Optik-Rechenmaschine bauen würden, wenn sie jemals wieder nach Deutschland kommen würden. Sie erfuhren dann, dass es einen Herrn Zuse gibt, ja, der ja damals schon Rechenmaschinen baute, und alles, was sie irgendwie auf englischer Sprache – es war gut, dass sie Englisch gelernt hatten mittlerweile – über den Rundfunk mitbekommen konnten, haben sie sich notiert und im Gehirn gespeichert und so weiter und so fort. Und sie fingen auch an und machten Berechnungen, sie

#### Textauszüge

saßen dann auch nicht mehr so tatenlos in diesem Institut. Sie mussten ja nach wie vor ihre Dienstzeit absolvieren. Sie saßen nicht mehr tatenlos dort, sondern sie machten das eben und machten sich sehr viele Skizzen, die eigentlich sehr wertvoll gewesen sind, durften alle bei unserer Heimreise nicht mitgenommen werden, mussten alle dort... Alles, was handschriftlich war oder maschinengeschrieben, wir hatten ja auch Schreibmaschinen mit, alles musste dort bleiben. Wer sich erwischen ließ, hieß es, mit irgendetwas Geschriebenem, der musste dort bleiben. Und dieses Risiko wollte keiner in Kauf nehmen. Das wäre zu groß gewesen. Sogar mein russisches Poesie-Album musste dort bleiben, meine ganzen russischen Hefte, meine handgeschriebenen Zeugnisse mussten dort bleiben. Nichts durften wir mitnehmen, nur, was offiziell beglaubigt war von Regierungsseite, das durften wir mitnehmen. Und so sind alle ersten Aufzeichnungen, die Richtung Computer gingen, dort geblieben. Und die waren natürlich nicht zu ersetzen, aber die Köpfe sind ja hergekommen, und aus ihren Köpfen ist dann doch Neues entstanden.

#### **W. F. II**

Und Schrade (5) ist zu verdanken, dass nahezu alle Jenaer Zeiss-Experten, die in der Sowjetunion waren, im Werk weitergearbeitet haben (6). Ich gehörte zur ersten Gruppe, die zurückgeführt worden ist, und Schrade ist mit einer Kolonne von Autobussen nach Wolfen gefahren. Wolfen war das Auffanglager für die Heimkehrer. Wir sind von Leningrad nach Wolfen befördert wurden, kamen dort gegen Mittag an und wurden dort von Dr. Schrade begrüßt. Er ist durch den Zug gegangen, jede Frau hat eine Blume bekommen, eine Rose, und er hat uns alle persönlich begrüßt. Als wir ausgestiegen waren, hat er uns gesagt, dass er sich bemühen wird, dass wir nicht die vorgeschriebene Quarantänezeit von mindestens zehn Tagen in Wolfen verbringen müssten. Denn er stünde draußen schon mit einer Autobuskolonne und er wolle versuchen, dass wir noch am selben Tage nach Jena zurückfahren könnten. Das hat er auch erreicht. Und da war natürlich die Wiedersehensfreude groß.

(1) Bolschoi Dom heißt so viel wie „Großes Haus“.

(2) GPU hieß zunächst: Staatliche politische Verwaltung; hier gemeint im Sinne von Gefängnis des Sicherheitsdienstes.

(3) Lubjanka war der inoffizielle Name des Gebäudes am gleichnamigen Platz, in dem sich von 1920 bis 1991 der Sitz, das Gefängnis und das Archiv des sowjetischen Geheimdienstes befanden.

(4) Sie – das waren die Wissenschaftler Dr. Herbert Kortum (1907-1979) und Dr. Wilhelm Kämmerer (1905-1994). Beide entwickelten die Optik-Rechenmaschine (OPREMA), die 1955 fertiggestellt war. In ihre Überlegungen, die sie während der Zeit ihres Aufenthaltes auf der Insel Gorodumlja im Seligersee anstellten, wurde von ihnen Fritz Straube einbezogen, der mit seiner Familie ebenfalls auf die Insel Gorodumlja verbracht wurde.

(5) Dr. Hugo Schrade (1900-1974) leitete von 1945 bis 1966 das Zeiss-Werk in Jena.

(6) Viele der aus der Sowjetunion zurückgekehrten Zeiss-Spezialisten erhielten für sie vorteilhafte „Einzelverträge“, die auch deren Kindern eine Perspektive, z.B. eine Zulassung zum Studium sicherte.